



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Stimmungen und Verstimmungen. Reichstag und Reichs-
kanzler. Unfre auswärtigen Beziehungen. Die polnische Bewegung.)

Unfre innern Zustände werden dem künftigen Geschichtschreiber manches Rätsel aufgeben. Alle Voraussetzungen nationaler Größe sind erfüllt. Eine wachsende Bevölkerung, wachsender Wohlstand, in Wissenschaft und Technik gesunder Fortschritt und reges Leben, in der Kunst immer noch eine achtbare Höhe, wenn wir uns auch — an den höchsten Forderungen gemessen — vielleicht in einem Wellental der künstlerischen Entwicklung befinden — alles in allem ein Zustand, um den uns fremde Völker beneiden, in dem sie zum Teil ein Vorbild, zum Teil eine Gefahr für sich selbst sehen, und der uns vor allem eine Zukunft verbürgt. Und bei alledem ein Mißmut, eine Gereiztheit, wie sie in den Herzen besorgter Vaterlandsfreunde zu Zeiten des ärgsten politischen Niedergangs nicht schärfer empfunden werden könnten. Es muß also in dem Gang der Staatsmaschine etwas geben, wodurch angeregte Erwartungen und Empfindungen immer wieder aus dem Gleichgewicht gebracht werden, sodaß alles zuletzt unruhig und mißtrauisch wird und die Gefahren und Mißstände, an denen es zu keiner Zeit fehlt, in starker Vergrößerung sieht.

Es wäre töricht, über die Ursache dieser weitverbreiteten Unruhe und Besorgnis einen Schleier breiten zu wollen. Man findet sie in den übermächtigen persönlichen Einwirkungen, die von dem Oberhaupt des Reichs ausgehn. Bis in die strengkonservativen Reihen hinein spricht man heute von dem „persönlichen Regiment“, unter dessen Einwirkungen die Reichspolitik steht. Dabei ist man heute unter unabhängigen, ruhig denkenden und warm empfindenden Männern weit entfernt, die großen und seltenen Vorzüge des Kaisers zu verkennen oder zu unterschätzen. Aber man hegt die ehrliche Furcht, daß gerade diese außergewöhnlichen Gaben in Verbindung mit einem hochgespannten Pflichtgefühl und einem starken Temperament bei solcher Machtfülle dahin führen müssen, daß die zur Mitwirkung notwendigen Kräfte an Bedeutung verlieren und der Irrtum entsteht, als könne ein einziger Mann auch heute noch die Last der Verantwortung tragen, die mit der Führung eines großen Volks und Staats verbunden ist. Zur Verschwichtigung dieser Besorgnisse genügt nicht der Nachweis, daß die verfassungsmäßige Zuständigkeit in der Form niemals überschritten wird. Deshalb kann doch in dem allzu starken Übergewicht der Krone etwas liegen, wodurch andre legitime Einflüsse, die das heutige Staatsleben nicht entbehren kann, mehr herabgedrückt werden, als eine reife und gesunde Nation wünschen darf.

Die allgemeine Besorgnis, die aus dem häufig beobachteten Eindruck der Persönlichkeit des Kaisers entspringt, ist in der letzten Zeit durch manche Vorgänge verstärkt worden, die in ihrem innern Zusammenhang durchaus nicht immer richtig erkannt worden sind. Manche Kundgebungen des Monarchen, die als ein unftetes Eingreifen in den ruhigen Gang der auswärtigen Politik und als Ursache internationaler Verstimmungen empfunden wurden, haben in Wirklichkeit gar nicht diese Bedeutung gehabt; man glaubte es nur allgemein. Auch in der innern Politik wies man persönlichen Einflüssen eine Rolle zu, die sie in Wahrheit gar nicht gespielt haben. Aber es bleibt doch kein Zufall, daß gegenwärtig ganz nüchterne Leute dem nichtsnutzigsten Hintertreppentatsch unbesehen Glauben schenken. Gerade in eine solche Zeit, in der man die peinlichen Eindrücke von Algeciras noch nicht überwunden hatte und sich über die Kolonialskandale sowie über die durch Herrn von Boddieleski gegebenen Ärgernisse Sorgen machte, fiel nun die Abwesenheit des Reichskanzlers infolge seiner Erkrankung, also eine scheinbare Ausschaltung des leitenden Staatsmanns, dem sich

allmählich in steigendem Maße das Vertrauen der unterrichteten Politiker zugewandt hatte, und es schien, als ob im Dunkel eifrig gegen ihn gearbeitet würde. So wurde ein neues Moment der Unsicherheit in die Lage hineingetragen.

Neben diesen besondern Ursachen der weitverbreiteten Unruhe und Verstimmung darf man freilich eines nicht vergessen, was hervorzuheben gerade um des Kaisers willen Pflicht ist. Die Nation konnte sich so schnell nicht daran gewöhnen, daß die Zeiten Wilhelms des Ersten und Bismarcks vorüber sein sollten. Man hatte für ein gutes Recht des Volkes und für einen normalen Zustand genommen, was doch in Wahrheit ein Geschenk der Vorsehung war, wie es auch dem tüchtigsten Volke nur in vielen Jahrhunderten einmal für die kurze Spanne eines Menschenalters zuteil wird. Der Rückschlag mußte einmal kommen und dem deutschen Volke zum Bewußtsein bringen, daß von ihm die weltgeschichtliche Gegenleistung für das Geschenk des Genius verlangt wird. Es scheint, daß wir jetzt an dem Tiefpunkte dieser Rückwirkung angekommen sind.

Ein solcher Tiefpunkt pflegt aber in einer ursprünglich gefunden Entwicklung zugleich einen Wendepunkt zu bedeuten. Bisher hatten wir es mit stumpfer Gleichgültigkeit oder hämischer Unzufriedenheit zu tun. Jetzt aber sehen wir tüchtige Volkstriebe sich aufraffen und ihr Recht zur Mitarbeit fordern. Leute, die es ehrlich meinen mit allem Guten, was uns die geschichtliche Entwicklung beschert hat, ehrlich mit Monarchie und Verfassung, ehrlich aber auch mit dem Bestreben, die im Dienste der Allgemeinheit wirkenden Kräfte nicht nach höfischen, sondern nach politischen Rücksichten tätig zu sehen, haben eingesehen, welcher Fehler in dem Schweigen, Bemänteln und Beschönigen liegt, das nur den grundsätzlichen Feinden von Staat und Gesellschaft zugute kommt. Besserung ist nur von einer offenen und freien Kritik von nationaler Seite zu erwarten.

Diese Grundstimmung war es, die im Reichstage schon am zweiten Tage nach der Wiederaufnahme seiner Verhandlungen den Anlaß gab, daß in Form einer Debatte über die auswärtige Politik des Reichs alle diese Fragen, deren Schwerpunkt eigentlich in der innern Politik liegt, besprochen wurden. Es war der erste Versuch, der mit der Interpellation Bassermann gemacht wurde, und er fiel nicht ganz glücklich und befriedigend aus. Die vornehme und bescheidne Art Bassermanns hielt sich zu eng an das Thema, an die Tatsachen der auswärtigen Politik oder vielmehr an die Eindrücke, die diese Tatsachen, soweit sie bekannt und erörtert worden waren, in der breiten Öffentlichkeit hervorgerufen hatten. Der Feststellung und Begründung der Stimmungsmomente, auf die es in diesem Falle besonders ankam, wußte er nicht den rechten rednerischen Nachdruck zu geben.

Fürst Bülow selbst konnte kein Interesse daran haben, diese Fragen mehr in den Vordergrund zu stellen, als es der Interpellant gewollt zu haben schien. Er erschien nach seiner Erkrankung zum erstenmal wieder im Reichstage; für ihn war es unendlich wichtiger, einmal überhaupt den Beweis seiner völlig wiedererlangten geistigen Frische zu geben, und sodann die Beunruhigungen, die in der Zwischenzeit wegen unsrer internationalen Beziehungen entstanden waren, vor allem nach außen hin zu zerstreuen. Daß es ihm nicht darum zu tun war, den heikeln Fragen des „persönlichen Regiments“ grundsätzlich auszuweichen, zeigte er dadurch, daß er noch ein zweites mal das Wort ergriff, um dem freisinnigen Abgeordneten Wiemer auf das zu antworten, was der Abgeordnete Bassermann nur angedeutet hatte. So kam es aber doch, daß man in der ersten großen Rede des Fürsten Bülow etwas vermisse, obwohl sie mit gewohnter Meisterschaft gehalten worden war. Der Reichskanzler wußte sehr wohl, daß man ihn nicht angreifen wollte. Nicht einmal die Sozialdemokraten schienen es bei dieser Gelegenheit ernstlich zu wollen. Denn sie hatten Herrn von Vollmar vorgeschickt, und der entledigte sich seiner Aufgabe so lahm und matt, daß man erkennen konnte, wie es ihm nur darauf ankam, seine

Partei nicht gerade aus der Rolle fallen zu lassen. Fürst Bülow hatte also Recht, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Wirkungen zu konzentrieren, die seine Worte im Auslande hervorrufen mußten. Daß er hierin einen vollen Erfolg erreicht hat, ist aus den Preßstimmen der verschiedenen Länder deutlich zu ersehen. Gewisse Dinge zu ändern liegt freilich außerhalb der Macht eines einzelnen Staatsmannes.

Bei so vorsichtiger und fein durchdachter Behandlung des rein Tatsächlichen in unsern auswärtigen Beziehungen konnte es nicht ausbleiben, daß man sich in Deutschland selbst enttäuscht eingestand: „So klug waren wir eigentlich auch vorher.“ Dem Fürsten Bülow ist daraus kein Vorwurf zu machen. Wenn er in diskreter Weise nachweist, daß er trotz des verbreiteten Unbehagens und trotz vermeintlicher impulsiver Eingriffe seinen Weg zu gehn versteht und eine gute Politik macht, so zeigt er damit durch die Tat — besser als durch vielleicht überraschende Reden —, daß er für die gegebenen Verhältnisse der rechte Mann an der rechten Stelle ist.

Und das wußte auch der Reichstag recht gut; daraus erklärt sich manches in seinem Verhalten. Seine Kritik wurde dadurch abgeschwächt, daß er sie an den Reichskanzler richten mußte, dessen Stellung er aber doch nicht erschüttern wollte. Der Versuch wird hoffentlich trotzdem nicht abschreckend wirken. Die nationalen Parteien müssen es lernen, ihre Kritik mit Nachdruck und Würde zu üben. Dann werden sie auch auf einen geistig hochstehenden und pflichttreuen Monarchen Eindruck machen, sonst nicht.

Wer nun die große Rede des Fürsten Bülow genauer prüft, der wird finden, daß sie unsre internationale Lage keineswegs so rosig schildert, wie in den Beurteilungen einzelner Tageszeitungen behauptet worden ist. Aber man wird zugeben dürfen, daß, was an Gefahren in dieser Lage enthalten ist, im wesentlichen ohne Schuld der deutschen Politik geschah und schwerlich durch sie verhindert werden konnte. Dazu kommt das Bewußtsein, daß wir diesen Gefahren in jedem Falle auch in Zukunft trotzen können, wie wir ihnen bisher getrotzt haben. Hier ist auch der Abgeordnete Bassermann nicht ganz von dem Vorwurf einer kleinen Übertreibung in seiner sonst so maßvollen Rede freizusprechen. Er meinte, Deutschland sei zur Zeit des Fürsten Bismarck im Auslande geliebt worden. Auch in der verärgerten Stimmung unsrer Tage sollte man sich nicht zu einer solchen Legendenbildung hinreißen lassen. Deutschland ist niemals geliebt worden, seit es ein großes, mächtiges Reich, und seit das deutsche Volk aus einem Volke der Dichter, Denker und Träumer ein wohlhabender Träger des Fortschritts auf allen Gebieten geworden ist. Fürst Bismarck hat das vielfach betont.

In unsern auswärtigen Beziehungen sind es vornehmlich drei Punkte, die uns Besorgnisse erweckt haben: die Zweifel, ob der Fortbestand des Dreibundes für uns noch einen Wert hat, ferner die Frage, welche Nachwirkungen sich aus der französisch-englischen Freundschaft für uns ergeben, und endlich, wie sich unser Verhältnis zu Rußland gestalten wird, wenn die Verhandlungen zwischen Rußland und England vielleicht zu dem Ziele führen sollten, die Isolierung Deutschlands zu vervollständigen. Der Reichskanzler hat in allen drei Fragen nicht abgeleugnet, daß sie manches für Deutschland Bedenkliche enthalten, er hat aber diese Bedenken auch auf ihr richtiges Maß zurückgeführt.

Im Dreibund können wir nach wie vor auf Österreich-Ungarn zählen, aber es besteht die Gefahr, daß sich Italien zwar der Vorteile dieses Bündnisverhältnisses bedient, sich aber vielleicht seinen Verpflichtungen zu entziehen suchen wird, wenn Deutschland seiner bedarf. Es ist richtig, daß Italien dieses Bündnis mehr bedarf als wir. Darin liegt ein Vorteil für uns, der den Wert dieses Verhältnisses in der europäischen Konstellation immer noch bedeutend genug erscheinen läßt, um es festzuhalten, wenn wir auch stark genug sein müssen, um im Notfall ohne diese Hilfe zu bestehen. Die geschickteste Politik würde an diesem Tatbestand nichts

ändern können. Denn es kann immer nur das eigne Interesse sein, das Italien an unsre Seite fesselt. Eben dieses Interesse aber gebietet ihm, sich zu den Mittelmeeremächten Frankreich und England so freundlich wie möglich zu stellen, zumal wenn diese zusammenhalten. Die Beziehungen zu Deutschland können nur den Zweck haben, eine Abhängigkeit Italiens zu verhindern und ihm einen Rückhalt an einer im Mittelmeer uninteressierten Macht zu geben, die ihm zugleich die Freundschaft Österreich-Ungarns verbürgt und die bedenklichen Reibungsflächen nach dieser Seite hin glätten hilft. Aus diesen Daten, die keine Diplomatie der Mächte und auch keine Sympathie oder Antipathie der Völker beseitigen kann, ergibt sich einfach für Italien die Notwendigkeit der deutschen Freundschaft, aber auch ihre Grenze.

Die Bedeutung der *entente cordiale* zwischen Frankreich und England ist vom Fürsten Bülow dahin gekennzeichnet worden, daß sie keine Spitze gegen Deutschland zu kehren braucht, daß sie aber sehr wohl — wie er durchblicken ließ — eine Spitze gegen Deutschland kehren kann. Es wird die Arbeit einer geschickten Staatskunst sein, diese Möglichkeit zu verhindern, aber auch die Völker können viel dazu tun. Man darf wohl hoffen, daß die Verständigung zwischen dem deutschen und dem englischen Volk weitere Fortschritte machen wird. Daß wir von Frankreich vorläufig nicht zu viel erwarten dürfen, hat auch Fürst Bülow mit großer Offenheit erklärt. Die Art aber, wie er dies tat, war so wohlberechnet auf die Empfindungsweise der Franzosen, daß er damit den besten Eindruck in Frankreich gemacht hat. Mit derselben Feinheit wußte der Reichskanzler die Bemerkung einzuflechten, daß es gerade die *entente cordiale* den Franzosen wünschenswert machen müsse, daß England freundliche Beziehungen zu Deutschland unterhalte. In Frankreich selbst verbreitet sich in der Tat die Erkenntnis: je enger die Beziehungen zwischen Frankreich und England, desto mehr muß Frankreich darauf achten, daß es nicht zum Werkzeug englischer Verstimmungen gegen Deutschland wird; denn die Lasten einer „Explosion“ würde es doch in der Hauptsache zu tragen haben.

Auch in der englisch-russischen Verständigung kann eine Gefahr für Deutschland liegen. Aber es ist doch auch eine falsche Vorstellung, den Vorteil Deutschlands darin zu suchen, daß der englisch-russische Gegensatz, der lange Zeit hindurch das Schicksal Asiens zu beherrschen schien, dauernd aufrecht erhalten bleibe. Wir dürfen auf diesen Gegensatz um so weniger irgendwelche Hoffnungen setzen, je unsicherer die innern Verhältnisse Rußlands nach wie vor sind. Es würde eine große Kurzsichtigkeit und Torheit sein, wenn wir unsern östlichen Nachbarn durch diplomatische Künste daran verhindern wollten, sich mit England über asiatische Fragen zu einigen. Wir würden bei einer solchen Politik doch zuletzt die Beche am teuersten bezahlen.

Bei den Beziehungen zu Rußland sind nicht an letzter Stelle auch die Zusammenhänge in Rechnung zu ziehen, die wir bei der Regelung unsrer Polenfrage zu berücksichtigen haben. Das Polentum hat in der Sprachenfrage im Religionsunterricht das ersetzte Kampfmittel gefunden, seine nationale Sache mit einem ihm angeblich auferlegten Gewissenszwang in Verbindung bringen zu können. Die Frage wird nächstens den Reichstag beschäftigen, und so können wir uns noch vorbehalten, näher darauf einzugehen. Vorläufig mag nur so viel gesagt sein, daß alles auf die Festigkeit der Regierung gegenüber der Auflehnung der polnischen Bevölkerung ankommt. Denn ein wirklicher Gewissenszwang besteht nicht; er ist erst zu politischen Zwecken konstruiert worden, und die Regierung darf nicht darauf verzichten, dem schwer gefährdeten Deutschtum in der Ostmark einen festen Rückhalt zu geben. Doch von manchen Einzelheiten dieser Verhältnisse in einer spätern Betrachtung!

Über den Rückgang der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten von Amerika. „Nur noch zwölf Jahre, erklärte neulich ein deutscher Zeitungsbesitzer in Ohio, und die deutsch-amerikanische Presse wird, vielleicht abgesehen von der Staatszeitung in Newyork, dem Herald in Milwaukee, der West-

lichen Post in St. Louis, der Lincoln Freien Presse in Lincoln, Nebraska usw. zu erscheinen aufgehört haben. Die Deutschen fangen an, englische Zeitungen zu lesen, von den in ihrer Muttersprache erscheinenden wollen sie nichts mehr wissen, reichsdeutsche Blätter finden keinen Eingang, die Geschäftsleute in den verschiedenen Orten bemerken die abnehmende Zirkulation und inserieren darum nicht oder in ungenügendem Maße. Die Inserate müssen aber die Zeitung bezahlt machen, die Abonnementsgelder decken nur die Ausgaben, und da es weder genügend Inserate noch Leser geben wird, bleibt uns nichts übrig, als die Zeitung eingehn zu lassen."

Der Mann, der dies gesagt hat, schiebt wie die meisten seiner Kollegen die Schuld auf das beständig abnehmende Interesse der Deutschen an ihrer Muttersprache, auf das Aufgehn des Deutschtums in Nordamerika in das Yankeeium, aber er scheint nicht daran zu denken, daß er selbst und viele andre Zeitungsbesitzer mit für diese Zustände verantwortlich sind.

Die Stützen des Deutschtums in der Union sind die deutschen Vereine, die Presse, die deutschen Theater, die deutschen Schulen und vor allen Dingen die deutschen Kirchen, einerlei was für einer Konfession sie angehören, ob katholisch, ob methodistisch oder lutherisch. Sobald diese Pfeiler untergraben werden, gehn die Deutschen in diesem Lande unter, und die Pfeiler sind schon untergraben. Der Einfluß, den die deutsche Kirche auf das Deutschtum ausübt, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Während die Deutschen im Verkehr mit ihren Mitmenschen englisch sprechen, wird in der Kirche Gottes Wort in deutscher Sprache gepredigt, deutsch gebetet und in deutscher Sprache gesungen. Die deutschen Geistlichen, insbesondere die katholischen, halten deutsche Schule, und die katholische Kirche hat im Durchschnitt für die Aufrechterhaltung der deutschen Sprache in Amerika bedeutend mehr getan als die lutherische, methodistische und baptistische zusammen. Es mag ja Ausnahmen geben, wo in einigen Orten lutherisch-deutsche und andre Gemeindeschulen bestehen und gepflegt werden, aber im Grunde genommen fangen die lutherischen Geistlichen leider an, in der Kirche immer mehr der englischen Sprache den Vorzug vor der deutschen zu geben. „Die Jungen wollen Predigten in englischer Sprache hören, erklärte neulich ein bekannter deutscher Pastor, und darum muß ich englisch predigen, weil man mich sonst entlassen wird.“ Der Mann ist ein guter Deutscher, seine englische Aussprache ist mangelhaft, aber er predigt jetzt englisch!

Viele Zeitungen sind daran gescheitert, daß sie die Kirche beschimpften und deshalb ihre Abonnenten verloren. Andre sind infolge ihrer ungenügenden Unterstützung des Vereinswesens in Amerika zugrunde gegangen. Die Herausgeber berechneten für jede Vereinsnotiz so und soviel, und als die Vereine sich darüber beschwerten, zuckten sie die Achsel. Nun gingen die Vereine zu einer englischen Tageszeitung, die die deutschen Vereinsfestlichkeiten ausführlich und gratis zu besprechen versprach, vorausgesetzt, daß die Mitglieder abonnierten. Und alle abonnierten auf die englische Zeitung, die deutsche wurde abbestellt. Die deutsche Zeitung hatte bald keine Leser mehr und mußte das Erscheinen einstellen.

Ein weiterer Umstand, der für die deutschen Zeitungen nachteilig ist, liegt darin, daß ihr Preis zu hoch ist. Die englischen Blätter kosten den vierten Teil, und dabei haben die deutschen Zeitungen in der Regel nur einen ungenügend bezahlten und überlasteten Berichterstatter, die englischen Konkurrenzzeitungen deren sechs bis fünfzehn. Fünfzehn Reporter bringen natürlich mehr Nachrichten als einer, die Deutschen finden dies bald heraus und nehmen die englischen Zeitungen, weil diese den vierten Teil kosten, statt acht Seiten täglich deren sechzehn bis zwanzig oder mehr bringen, und weil die englischen Blätter vor allen Dingen die Neuigkeiten enthalten. Was geben die deutschen Arbeiter auf geistreich geschriebne Leitartikel! Die wollen die Stadtneuigkeiten haben, und die haben die deutschen Zeitungen entweder nur ganz kurz, wenn sie sie überhaupt haben, oder sie haben sie ungenau.

Und dann beklagen sich die Verleger, daß es mit dem Deutschtum zurückgeht. Sie sind selbst schuld daran. Ein Beweis, daß sich eine billige deutsche Zeitung großartig bezahlt macht, ist die Lincoln Freie Presse, die nicht weniger als 250 000 Leser hat, meist deutsche Farmer. Die Inhaber sind vermögend. Sie haben verstanden, eine ebenso interessante wie billige Zeitung herauszugeben, die andern Zeitungsbesitzer nicht. Wer in Amerika auf der Höhe bleiben will, muß sich den Zeitungsverhältnissen anpassen, muß gerade soviel wie die englischen Blätter bieten. Daß dies der Fall sein kann, beweist auch die Newyorker Staatszeitung, ein Musterblatt im wahren Sinne des Wortes.

Um sich über Wasser zu halten, haben manche deutsche Zeitungen leider zu einem Schwindelsystem gegriffen. Die Amerikaner lieben „behumbeddelt“ zu werden, und die deutschen Zeitungen — mit Ausnahme der gut gehenden — verstehen dieses ausgezeichnet. Sie geben z. B. ihre Leser auf 5000 an, während sie in Wirklichkeit nicht mehr als 400 haben. Auf die Dauer kann man auch in Amerika nicht lügen, und so kommt es, daß gerade durch diese Schwindeleien über die Angabe der Zirkulation das Ansehen der deutschen Zeitungen leidet.

In vielen Fällen hat auch die politische Ungeschicklichkeit der deutschen Zeitungen dazu beigetragen, ihnen ihre Leser zu entfremden. Sie haben teils für die Demokraten, teils für die Republikaner zu stark Partei genommen, und die Deutschen lesen dann lieber eine parteilose englische Zeitung.

Sind also die deutschen Zeitungsverleger in der Anton größtenteils an ihren Mißerfolgen selbst schuld, so verlangt es doch die Gerechtigkeit, auszusprechen, daß der Hauptgrund für den schwindenden Einfluß ihrer Presse in Umständen außerhalb ihres Bereichs zu suchen ist. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist der Konkurrenzkampf der deutschen und der englischen Presse in den Vereinigten Staaten der Kampf der Maus mit dem Elefanten. Ist doch die auswärtige Nachrichtenquelle, aus der deutsche und englische Zeitungen in gleicher Weise schöpfen, englisch, also fast immer zum Nachteil der Deutschen gefärbt und entstellt. Nur die Newyorker Staatszeitung hat ihren eignen täglichen Kabelbericht aus Berlin. Die amerikanische Associated Press ist allerdings nicht deutschfeindlich, aber Dementis der boshaften englischen Hehlügen bringt sie niemals. So lange sich also die deutsche Reichsregierung nicht entschließt, einen eignen Nachrichtendienst für alle deutschen Blätter des Auslandes zu organisieren, wird es diesen ganz unmöglich sein, ihren Lesern zuverlässige Berichte über ihre Heimat zu liefern. Deutschland hat jetzt zwei Kabel nach Newyork, aber die logische Schlussfolgerung daraus zu ziehen und diese Kabel zum Kampfe gegen die fremden Hehlügen über uns in Amerika zu benutzen, ist der Regierung bis jetzt leider noch nicht eingefallen. Und doch würde einzig und allein ein solches Vorgehen die deutsche Presse in Nordamerika auf eigne Füße stellen und lebensfähig machen können.

Vier Biographien. Der Kirchheimsche Verlag in München übersendet uns vier im vorigen Jahre erschienene Bände seiner reichillustrierten Weltgeschichte in Charakterbildern (herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn). Eine Weltgeschichte in Biographien setzt voraus, daß man sich zur Heroentheorie bekennt, und Karl Ritter von Landau sagt das in seinem Prinz Eugen ausdrücklich: ohne die Entscheidungen, die Prinz Eugen durch seine Siege herbeigeführt hat, würde die Geschichte Europas ohne Zweifel ein wenig anders verlaufen sein. Die Geschichte dieses Helden ist der Hauptsache nach Kriegsgeschichte, und die übrigen geschickt eingeflochtenen Betrachtungen über die Kunst und Wissenschaft der Zeit, über das Hofleben und sonstige Kulturerscheinungen nehmen nur einen bescheidenen Raum ein. In viel höherem Maße hat Max Jansen seinen Kaiser Maximilian I., der ja auch hierfür geeigneter war, zu einer Geschichte des ganzen Zeitalters gestaltet, sodas dieser Band das Wagnis,

die Weltgeschichte in eine Reihe von Biographien aufzulösen, einigermaßen rechtefertigt. Hier nimmt die Geschichte des Helden nur den kleineren Teil des Raumes ein; der größere Teil erzählt die Geschichte der deutschen Territorien in Maximilians Zeit und berichtet über Reichs- und Kirchenreform, Kunst und Wissenschaft, Schulen, Humanismus, Bauern und Ritter, Städte, Wirtschaftsleben, die Kindheit des Kapitalismus. Die Ansicht Sombarts, heißt es da unter anderm, daß der mittelalterliche Geldreichtum aufgespeicherte Grundrente gewesen, aus dem Verkauf und der Verpachtung städtischen Bodens entstanden sei, „dürfte in dieser Allgemeinheit als widerlegt gelten. Der größere Teil der Kapitalvermögen ist in Gewerbe und Handel erworben worden.“ In der Einleitung wird konstatiert, daß die Anschauung, als ob die Reformation den hellen Tag gebracht habe, während das ganze Mittelalter in Nacht gehüllt gewesen sei, heute als überwunden gelten könne; man erkenne an, daß sich die europäische Menschheit vor dem Jahre 1517 nicht weniger stetig fortentwickelt habe als nachher. Das ist richtig. Unter den Ursachen der Verderbnis der Kirche jedoch, die der Verfasser anführt, fehlt gerade die Haupt- und Grundursache, die freilich ein katholischer Autor nicht erkennen darf: daß das mittelalterliche Ideal auf einem irdigen Glauben beruhte. Weil die Forderungen, die sich aus diesem Ideal ergaben, unerfüllbar waren, sah man sich im Ethischen wie im Politischen zur doppelten Buchführung genötigt, überließ sich skrupellos den Naturtrieben und den weltlichen Interessen und schob der Hierarchie die Aufgabe zu, mit ihren vermeintlichen Gnademitteln die Abweichungen der irdischen Rechnung von der himmlischen auszugleichen. — Von populären Darstellungen aus den hinlänglich durchforschten und bekannten Gebieten der politischen, der Kultur- und der Wirtschaftsgeschichte darf weder verlangt noch erwartet werden, daß sie die Wissenschaft mit neuen Tatsachen bereichern. In der Kunstgeschichte dagegen, wo es sich weniger um Tatsachen als um Auffassung und Deutung handelt, kann auch der Popularisierer so manches sagen, was vor ihm noch niemand gesagt hat, und Fritz Volbach scheint mir in seinem Beethoven vielfach originell zu sein. Musiker von Fach mögen entscheiden, ob der Verfasser mit der Art, wie er die Musik in die allgemeine Kulturentwicklung eingliedert, wie er die Klassizität definiert, das Richtige getroffen hat, ob Palestrinas Kompositionen dem romanischen, die von Johann Sebastian Bach dem gotischen Stil entsprechen, und ob es wahr ist, daß Mozarts Polyphonie zum Homophonen und zur Sonatenform, Beethoven zur Polyphonie und aus der Sonate hinausstrebte. Interessant ist der Nachweis, wie Beethoven Themen von Clementi, Haydn und Mozart verarbeitet hat. — Seitdem Sabatier den Heiligen von Assisi als den ersten Vertreter des modernen Subjektivismus in der Religion und als ein Opfer der Hierarchie dargestellt hat, ist dieser der Liebling unsrer unkirchlichen Neumystiker geworden. Gustav Schnürer hat es unternommen, in seinem Franz von Assisi das wertvolle Besitzstück für die Kirche zurückzuerobern. Nur durch objektive und nüchterne Darstellung. Einer Polemik, die beleidigen könnte, enthält er sich möglichst, schon aus persönlicher Verehrung für Sabatier, mit dem er zweimal zusammengetroffen ist, und der ihm Gefälligkeiten erwiesen hat. Die Wahrheit wird wohl, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen, und zwar ein bißchen mehr auf Sabatier zu. Daß Franziskus an den persönlichen Gott und an den Gottmenschen geglaubt hat, mit dem er in echt mittelalterlicher Naivität und Inbrunst verkehrte, daran kann ja natürlich nicht gezweifelt werden. Aber darin erschöpft sich doch nicht das Wesen des römischen Katholizismus. Wenn Schnürer selbst schreibt: „sein Gottesdienst ist höchste, persönliche Anhänglichkeit“, so muß er sich doch sagen, daß dieser Gottesdienst der Hierarchie nicht genügt. Diese fordert vor allem, daß der Gläubige die Kirchengebote beobachte, die die Teilnahme an dem äußerlichen Gottesdienste vorschreiben. Franz von Assisi ist nicht Priester geworden. Hätte er den Begriff von Priestertum und Messe gehabt, den die Kirche lehrte, so hätte er sicherlich die Priesterweihe

empfangen; wie hätte sich einer, der ganz in Religion lebte und dabei an die Gnadenmittel glaubte, die beiden gewaltigsten Gnadenmittel entgehn lassen können: die Priesterweihe und die durch sie verliehene Vollmacht, täglich das Messopfer darbringen zu können. Und wie unhierarchisch — sogar unapostolisch, findet Schnürer — ist das Widerstreben gegen eine feste klösterliche Organisation seiner Jünger! Daß sich Franz seines Gegensatzes zum offiziellen Kirchentum nicht bewußt wurde, ist nicht zu verwundern. Verstandesmäßige Behandlung der Dogmen hat ihm, dem verzückten „Idioten“ — einen Idioten nannte er sich selbst, und zwar, sofern man mit dem Worte keinen gehässig verächtlichen Sinn verbindet, mit Recht — ganz fern gelegen. Wie hätte er dazu kommen sollen, Dogmen, gelehrten Spitzfindigkeiten zu widersprechen, die gar nicht in seinen Gesichtskreis traten? Die Stigmata werden, soviel wir sehen können, jetzt auch von den protestantischen Historikern als nicht zu bestreitende Tatsache hingenommen. Schnürer hält natürlich auch an ihrem Wundercharakter fest. Er zitiert folgenden Satz aus einer Etude médicale von Th. Cotelle: *Il ne nous reste donc plus, avouons-le très humblement, en présence de faits que la science ne pourra jamais expliquer, qu'à reconnaître l'intervention d'un agent surnaturel et divin.* Deutsche Ärzte glauben noch, das Wunder, durch Autosuggestion, natürlich erklären zu können. Unter den lieblichen und rührenden Anekdoten, die Schnürer aus dem Leben des lebenswürdigen Heiligen erzählt, sind zwei, die wir noch nicht kannten, und die wir mitteilen wollen, weil wir sie besonders schön finden. „Eines Tages [in seiner letzten Krankheit] rief Franz einen der Brüder zu sich, von dem er wußte, daß er einst Gitarre gespielt hatte, und bat ihn: »Bruder, wolltest du dir nicht heimlich eine Gitarre leihen und mir damit ein frommes Lied begleiten, das du erfinden könntest. Meinem Bruder Körper, der soviel zu dulden hat, würdest du damit einigen Trost bereiten.« Der Bruder hatte das Bedenken, die die Musik hörten, könnten es übel auslegen, und Franz erwiderte: »Also lassen wir es, Bruder; denn es ist gut, vieles zu unterlassen, damit die Leute nicht Anstoß nehmen.« Aber Franz wurde für dieses Opfer mehr als entschädigt. In der Nacht darauf hörte er eine wunderbare Musik, die ihn so erquickte, daß er meinte, er sei schon im Himmel. Öfters sang er französische Heldenlieder, um sich zu neuer Treue für den Herrn zu begeistern. Dabei nahm er wohl ein Stück Holz vom Boden auf, legte es wie eine Fiedel auf seinen linken Arm, strich darauf mit einem Stabe und begleitete, wie ein Kind, mit solchem mimischen Spiel sein Lied.“



Forman

gegen

Schnupfen

DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als ideales Schnupfenmittel bezeichnet. —
Wirkung frappant.